

Leseprobe aus:

Behzad Karim Khani  
Als wir Schwäne waren



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN





BEHZAD  
KARIM KHANI

ALS WIR  
SCHWÄNE  
WAREN

Roman

Hanser Berlin

Die Arbeit des Autors an diesem Buch wurde vom  
Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28142-4

© 2024 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke  
des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Valerie Benner

Motiv: © Naypong / iStock / Getty Images Plus

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
**FSC® C014496**

ALS WIR  
SCHWÄNE  
WAREN



Du warst fünf. Die Buchstaben gehorchten dir nicht. Du dachtest, dass Restaurants Essturants heißen, weil wir dort essen. Und du sagtest traubig statt traurig, weil Tränen aussehen wie Trauben. Und ich wollte, dass du recht hast, solange es nur geht. Weil Tränen von Trauben abzuleiten vielleicht etwas abwendet. Weil traubig das bessere Wort ist.

Aber dann sagtest du irgendwann, es sei fair, dass es Inseln gibt, denn schließlich gibt es ja auch Seen. Und ich, tausend Ängste älter, sagte: Ja, das ist fair.

Und ich, tausend Lügen klüger, sagte nicht, dass fair ein so einfaches Wort ist, und Gerechtigkeit ein so schwieriges.

Und ich, tausend Wunden hoffnungsvoller, sagte dir nicht, dass wir alle an dem längeren Wort gescheitert sind.

Denn, wer weiß? Vielleicht wirst du nicht gewinnen müssen.

Vielleicht wirst du schon gewonnen haben.

Als ich dir sagte, dass ich vorhabe, dieses Buch zu schreiben, und dass es einen Brief an dich enthalten wird, war ich auf eine Gegenfrage vorbereitet, die du nicht gestellt hast, die dir aber – das möchte ich behaupten – auf der Zunge lag.



Es war einer der Momente, wo es diesen Funken gibt. Wo ein Gedanke einen anderen anzündet. Du hattest einen Impuls, hieltest aber inne, gabst ihm nicht nach, und immer, wenn du das machst, wenn du einen Gedanken, eine Idee anhältst, sehe ich dich einen weiteren Schritt in Richtung des Menschen machen, den ich dir zu werden wünsche.

Die Frage, von der ich behaupte, dass du sie stellen wolltest, ist: »Warum schreibst du mir nicht einfach einen Brief? Warum ein Buch, das ich teilen soll mit Tausenden anderen?«

Hättest du gefragt, hätte ich geantwortet: »Weil du Verbündete brauchen wirst. Und vielleicht hilft dir dieses Buch, sie zu finden.«

Aber du hast nicht gefragt. Und ich bin nicht naiv. Ich will dir nicht Dinge aus einer Welt erzählen, die nicht mehr existiert und nichts mit der Welt zu tun hat, die du dir zu eigen machen wirst. Die du mir irgendwann erklären wirst, weil Vaterschaft in unserer Familie in Freundschaft übergeht und wir unseren Vätern wieder begegnen. Weil wir zwar gehen, aber manchmal auch wiederkommen. Weil ich will, dass du wiederkommst. Weil ich hoffe, dass du mir die Tür zur Welt aufhältst, wenn ich sie dir öffne. Und dass ich von dir erfahre, wie die Geschichte weitergeht, wenn ich dir ihren Anfang erzähle.

Ohnehin hat das Hören auf Ratschläge, nach denen man nicht gefragt hat, keine große Tradition. Schon gar nicht in deiner Familie.

Und vielleicht hilft dir dieses Buch auch, etwas zu finden, das gerade angefangen hat, dir zu entgleiten: Nämlich die Mög-

lichkeit einer Heimat. Verstehe mich nicht falsch. Ich will dir nicht die Idee der Heimat nahelegen. Schon gar nicht will ich dir dieses Land als Heimat nahelegen.

Ich will etwas Anderes für dich. Etwas Anderes von dir. Ich will, dass du wählen kannst. Dass in dir mehr steckt als in mir. Mehr als immer dieselbe Antwort. Deshalb schreibe ich dieses Buch.





*Es gibt eine Idee, die in meinen Füßen steckt. Da, wo jede  
Trennung Freiheit bedeutet und jede Begegnung Last.  
Wo Gehen immer die erste Option ist und Bleiben Argumente  
braucht.*

*Ich glaube, dass Trennung ein Gesetz ist.*



Ich bin zehn, wir sind noch kein Jahr hier und leben in einer Siedlung. Nicht spektakulär gefährlich oder dreckig. Zumindest noch nicht. Eigentlich, in der 70er-Jahre-SPD-Fantasie geboren, sollte die Siedlung etwas sein, das uns zusammenbringen, zu einem »Wir« formen sollte. Untere Unterschicht bis mittlere Mittelschicht und die Kids gehen in dieselbe Grundschule. Das war die ungefähre Idee, denke ich. Es war, als gäbe es keinen sozialen Sprengstoff. Kohl war Kanzler. Ostermärsche waren der Gipfel des Widerstands, oder wenn man bei der einen Volkszählung 1987 geschwänzt hatte. BRD. Schlecht-Wetter-Geld-BRD.

An uns wurde Kabelfernsehen getestet. Wer in meinem Alter ist, erinnert sich vielleicht an die Debatte darüber, ob es mit dem Grundgesetz vereinbar war. War es nicht, das Kapital siegte aber. Das Kapital und der Durst nach Anschluss. Die Tests verliefen in meinem Fall positiv. Kohl war nur Kanzler, Chief Ironside war der Chef, Ray Cokes war King, He-Man Master of the Universe. Gute Laune bei den Huxtables. Piña Coladas auf dem Love Boat.

Da tauchen diese drei Typen spätabends auf, Nachbarskinder, die in meine Klasse gehen. Sie klingeln an der Tür zu einer Zeit, zu der ich schon schlafe. Mein Vater weckt mich und ich

ziehe mich um. Meine Mutter öffnet die Tür. Einer von ihnen fragt, ob sie was Persisches zu essen haben können, und streckt meiner Mutter eine Mark entgegen.

Meine Eltern sind gebildete, sehr stolze Menschen. Wir sind Perser. In unserer Sprache gibt es zehn, fünfzehn verschiedene Begriffe für Stolz.

Und jetzt stehen drei Straßenköter vor der Haustür und halten meiner Mutter Geld hin. Und wenn ich sage Straßenköter, dann meine ich das. Der Erste von ihnen, Franky, sollte ein paar Jahre später im Suff seinen Saukumpanen und Nachbarn – einen sechzigjährigen polnischen Aussiedler mit Holzbein – erstechen. Der zweite, Silvio, schlug mit siebzehn regelmäßig seinen Vater zusammen. Einmal war ich dabei. Da ging es um Air Force One. Er wollte welche und sein Vater konnte sich keine leisten. Das war schon der gesamte Konflikt. Sie waren Sizilianer. Der Vater sprach kaum Deutsch und arbeitete in einer Autowerkstatt als Lackierer, die Zulage für die Schutzmasken sparte er. Die Mutter faltete in einer indischen Pizzeria Kartons zusammen, bevor sie spätnachts eine Dreiviertelstunde mit der Straßenbahn heimfuhr. Natürlich waren die Schuhe zu teuer. Silvio schlug ein Loch in die Badezimmertür, um sich in Stimmung zu bringen. Dann ging er seinem Vater an die Gurgel. Würgte ihn für Turnschuhe. Wir saßen im Kinderzimmer, wollten C64 spielen, als es im Flur laut wurde. Der Blick des Vaters deines Freundes, wenn er von ihm vor dir geschlagen wird. Dein Blick in seinen Augen. Silvio war der Erste in unserer Siedlung mit Air Force One.

Der dritte Typ, Mike, rauchte mit neun schon eine halbe Schachtel am Tag. Mit elf war es eine ganze. Er klaubte den Schnaps aus dem Wohnzimmerschrank seiner diabeteskranken Eltern und soff vor uns alleine, weil wir uns nicht trauten. Die erste Alkoholvergiftung hatte er mit zwölf. Die zweite auch.

Diese drei strecken also meiner Mutter eine Mark entgegen, um die Reste unseres Abendessens zu inspizieren. Aber wir – ich weiß, ich habe es schon erwähnt – sind Perser. Man klopft nicht an unsere Haustür, fragt nach Essen und hört ein »Nein«. Wir kennen kein »Kann ja jeder kommen«, kein »Ich klopfe ja auch nicht nachts an Türen«, kein »Ich darf doch bitten«. Unsere Sätze fangen nicht mit »Ich« an. Und es muss auch nichts seine Ordnung haben. Wir, in dieser Siedlung, waren der lebende Beweis dafür.

Also lässt meine Mutter sie rein, macht etwas warm, wir setzen uns und schauen ihnen beim Essen zu. Es ist ein Reisgericht mit Linsen, Zimt und Datteln. Mike sortiert die Datteln aus und fragt nach Ketchup. Natürlich ist das ekelhaft, aber wir haben Ketchup und wir sagen nicht »Nein«, wenn jemand fragt. Meine Mutter holt die Tube aus dem Kühlschrank, Franky tut sich etwas davon auf den Reis und isst weiter, während wir eine Konversation versuchen.

»Du magst das?«

»Ich mag das.«

»Ich mag das auch.«

Subjekt, Prädikat, Objekt. Das »auch« war die ausgestreckte Hand, die Anschluss hätte bedeuten können.



Am nächsten Tag in der Schule ist der Anschluss nicht da. Keine Konversation. Kein »Danke für gestern, war lecker«. Kein »Sorry, dass es so spät war« und das unsichere Gefühl, etwas sei uns genommen worden.

Am Abend dann das gleiche Ritual. Das Klingeln.

Die ausgestreckte Mark. Verschlafenes Rumsitzen am Esstisch. Ketchup. Meine Mutter verwaltet die Situation, während mein Vater schweigt. Mal versucht er ein Lächeln, wundert sich, ist erstaunt, wütend oder gekränkt. Er ist dieser Arm, von dem man nicht weiß, wo man ihn hintun soll. Er ist der verlegene Arm meiner Familie.

Und am nächsten Tag die gleiche Kälte in der Schule. Der gleiche Abstand. Das gleiche Gefühl, beklaut worden zu sein. Ich weiß nicht, wie oft sich das wiederholt, aber irgendwann sind es mehr Kinder, die nachts vor unserer Tür stehen. Und irgendwann wagt es einer von ihnen, meine Mutter auf der Straße anzusprechen und zu fragen, was es abends zu essen gibt, als sei sie seine Angestellte. Meine Mutter schaut ihn an und sagt: »Butterbrot!«. Als wir zu Hause ankommen, fügt sie hinzu: »Den Dreck, den eure Eltern euch geben!« Ich höre meine Mutter zum ersten Mal »Dreck« sagen und da weiß ich, was ich zu tun habe.

Am Tag darauf in der Schule packe ich meine Sachen schon zusammen, bevor es klingelt, und bin der Erste, der draußen ist. Ich schmeiße meine Tasche ins Gebüsch, stelle mich vor das Schultor und warte, bis der Junge rauskommt. Er schaut mich

an, grinst und ich breche ihm das Gesicht. Vor der gesamten Scheißschule. Punche mit allem, was ich habe, auf seine Nase und breche sie. Packe seinen Kopf, halte ihn nach unten und trete ihm mit dem Knie ins Gesicht. Immer und immer wieder. Ich weiß nicht, wie oft. Keine Ahnung, wie lange. Aber als ich ihn loslasse, klappt er einfach zusammen und bleibt liegen. Hält nicht mal mehr sein Gesicht fest.

Noch nie hatte es an der Schule Gewalt von dieser Qualität gegeben. Der Junge kommt fünf, sechs Wochen lang täglich in einer anderen Farbe zur Schule. Violett. Grün. Blau. Gelb. Rot. Orange. Danach bin ich King. Scheiß auf Ray Cokes, Chief Ironside. Scheiß auf He-Man. Ich bin der Master of the Universe. Scheiß auf »auch«. Scheiß auf Anschluss. Scheiß auf »uns«. Scheiß auf SPD.

Meine Eltern glauben dem Fernseher von Anfang an nicht. Und das bleibt so.

Sie glauben Wrigley's Spearmint nicht. Yogurette nicht. Sango nicht und auch Perwoll nicht. Sie glauben Zott Sahnejoghurt nicht. Kein Weekend-Feeling für meine Eltern. Sie ahnen, dass Herr Kaiser weder Hamburger, noch Mannheimer ist. Sie nehmen Nescafé-Angelo nicht ab, dass er kein Auto hat. Sie wissen, dass Villabajo nicht schrubbt, während Villarriba schon wieder feiert. Dass Werthers nicht echt sind.

Sie kennen den Mullah, der im Fernsehen behauptet, Frauen, die keine Büstenhalter tragen, verursachten Erdbeben. Oder Gespräche von Geistlichen, bei denen es um die Frage geht, ob ein Kind *haram* ist, wenn sein Erzeuger bei einem Unfall auf die eigene Tante gefallen ist und sie dabei versehentlich geschwängert hat.

Sie kennen also Stupidität. Aber sie kennen sie nicht in Kombination mit Profanität. Dummheit hatte in ihrer Welt immer einen Überbau. Wollte Neuordnung, Staat, Gesellschaft, Tod und Gesetz. Tüchtigkeit, Moral und Disziplin. Opfer und Widerstand. Richtung. Nicht etwas, das es im Supermarkt gab. Und jetzt schalten sie hier den Fernseher ein und ein Zeichen-

trick-Biber versucht sie von einer Zahnpasta zu überzeugen, als wären sie fünf.

Einmal kommt uns in der Fußgängerzone ein dicker Mann entgegen, auf dessen T-Shirt steht: Bier formt diesen schönen Körper!

Als er vorbeigelaufen ist, fragt meine Mutter mich, was »formt« bedeutet. Ich glaube, sie versteht das Wort und auch den Satz. Was sie nicht versteht, ist das T-Shirt. Es ist die Begegnung eines Menschen, der ein Land hinter sich gelassen hat, in dem es für ihn kein Weiter gab, mit einem Menschen aus einem Land, in dem es ein Weiter gibt, dem sich dieser aber verweigert. Der sich stattdessen entschlossen hat, etwas zur Schau zu stellen, was für ihn Souveränität und Unbezwingbarkeit bedeutet und für meine Mutter das Unbekannte. Verwahrlosung ist ein Wort, das sie bis heute nicht kennt. Ich weiß es. Ich habe nachgefragt. Und so misstraut sie lieber ihrer Sprachkenntnis.

»Nichts. Der Mann ist dumm«, sage ich.

Ein paar Jahre später wird meine Mutter vielleicht mit einem ähnlichen Blick auf ein »Geiz ist geil!«-Plakat schauen und mit allem recht haben, was ihr durch den Kopf gehen wird. Gier kennt sie. Von Kindern. Geiz gibt es auch im Iran, aber hier ist er offiziell. Hier muss sich die Großzügigkeit erklären.